

Von unserer Mundart

Autor(en): **Herzog, F.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **24 (1938)**

Heft 7

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-528204>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sich einstweilen der Grossmacht „Blubor“ (Blut, Boden, Rasse) restlos zu verschreiben scheint, uns diese Tatsachen in neuer Beleuchtung auf Grund seiner Spezialforschungen vor die Seele hält und uns damit energisch zu guter Erziehung des Menschen auffordert.

So ist und bleibt also die Erziehung, wie

nach St. Thomas von Aquin, so auch nach Pfahler, dem Berliner Gelehrten unter Hitlers Regime, ein demütiger Dienst an den Gaben, welche die Natur und damit der Schöpfer selbst dem Menschen geschenkt hat — sie ist und bleibt eine überragend schöne Pflicht der christlichen Nächstenliebe.

Schönbrunn.

J. B. Schönenberger.

Von unserer Mundart

Im Kampfe gegen die grossdeutschen Pläne des Dritten Reiches wird bei uns nicht selten auch unsere Mundart als Zeichen unserer Sonderart ausgespielt. Und mancher wünscht, man möchte die Mundart wieder mehr pflegen und benutzen, nicht bloss im Umgang, sondern auch in Schule, Kirche und Parlament. Soll man sie auch schreiben? Natürlich! wird die Antwort lauten.

Da stelle ich nun die Gegenfrage: Wie soll man dann aber die Mundart schreiben? Ich nehme den schriftdeutschen Satz: „Komm mit mir.“ Soll ich nun schreiben „Chommepmer“ oder „Chummipmr“ oder „Chum mit mr“ oder „Chum mit mir“, je nachdem das „mir“ betont oder unbetont ist? Aber weder „Chomm“ noch „Chumm“ geben den richtigen Laut wieder.

Am richtigsten gibt jedenfalls „Chummipmr“ den Lautbestand an. Aber niemand wird so einfältig sein und verlangen wollen, man müsse die Mundart so schreiben, sofern man verlangt, sie sollte dann gleichzeitig den Anspruch auf Schriftsprache erheben. Denn eine Schriftsprache soll für Anderssprachige auch buchgemäss erlernbar sein. Was soll aber ein Anderssprachiger mit einem „Chummipmr“ anfangen? Soll „Chummipmr“ ein Wort sein oder mehrere? Gibt es bei solcher Schreibweise auch noch eine Grammatik? Gewiss. In der entsprechenden Grammatik wird es heissen: T vor m, b, p, und pf wird zu p. Sprich also „mit mr“ als „mipmr“. Mit andern Worten: wer die Mundart buchmässig lernen will, muss zuerst nicht mund-

artliche Formen lernen, Formen, die der hochdeutschen Schriftsprache verzwickt ähnlich sehen. Ich sage, sehr ähnlich, nicht gleich, denn unsere Mundart ist nicht ein verschliffenes, nachlässig ausgesprochenes Hochdeutsch, sondern ein verschliffenes, nachlässig, aber nach bestimmten phonetischen Regeln ausgesprochenes Oberdeutsch oder Mittelhochdeutsch. Schon seit dem hohen Mittelalter hat jede Landschaft ihre eigene Phonetik. Welche Phonetik soll nun als Grundlage genommen werden? Soll überhaupt die Phonetik die Grammatik beeinflussen? Die Fragen stellen, heisst sie verneinend beantworten. Schon im Mittelalter wusste jeder Schriftsteller, dass er nicht phonetisch, sondern grammatikalisch schreiben muss; dasselbe wussten die Kanzlisten des Reformations- und Barockzeitalters; sie bemühten sich — jeder nach bestem Wissen und Verstehen — grammatikalisch richtig zu schreiben, das heisst, jene Sprachformen zu wählen, die hinter den phonetisch-verschliffenen Formen stecken.

Die Frage kann also nicht lauten: Soll jede deutschschweizerische Landschaft oder Taltschaft in ihrer Phonetik schreiben? Denn das würde zu einem ungeheuerlichen Wirrwarr führen, und wir würden uns kaum mehr verstehen. Sondern: Sollen wir zum Mittelhochdeutschen zurückkehren und alle neuhochdeutschen Werke in dieses zurückübersetzen, wie Lachmann seinerzeit das Gudrunlied aus dem österreichischen Dialekt ins Mittelhochdeutsche zurückübersetzte?

Ich denke, auch hier heisst die Frage stellen, sie verneinen. Aber Hand aufs Herz, wer wagte den Westschweizern zu sagen, sie sollten das Französische aufgeben und ihre Patois schreiben? Ich denke niemand. So etwas verlangen kann nur ein Deutschschweizer, weil er eben Deutscher ist und die deutschen Stämme einander befehlen „müssen“, Stamm gegen Stamm, Kanton gegen Kanton, Ort gegen Ort.

Bei manchen Befürwortern der Mundart mag die leise aufdämmernde Erkenntnis spuken, dass wir Deutschschweizer das Neuhochdeutsche doch eigentlich verflücht schlecht beherrschen, es in der Schule nie recht gelernt haben.

Und das ist kein Wunder. Jeder, der die Sekundarlehrer-Prüfung bestehen will, muss sich über einen Aufenthalt im französischen Sprachgebiet ausweisen. Hat man vom Deutschlehrer auch schon verlangt, er müsse ein Semester in Deutschland studiert haben? Wo und wie soll der Deutschlehrer von seiner angestammten Phonetik loskommen?

Etwas ganz anderes aber ist die Frage nach der Verwendung gewisser mundartlicher Ausdrücke im Schriftdeutschen. Diese Frage hängt zudem mit dem Lernen der deutschen Wörter überhaupt zusammen.

Es gibt Lehrer, die glauben, die Kinder müssten keine Wörter lernen, sie wüssten schon alles, wenn sie in die Schule kommen. Nichts unrichtiger als das! Solche Lehrer beweisen nur, dass sie selber keine Ahnung vom Wortreichtum der deutschen Sprache haben. Zu diesem Wortschatz gehören aber auch ungezählte Mundartwörter, sobald diese die neuhochdeutsche Form aufweisen, z. B. „Zauggen“ = „Zalge“ oder „Zarge“, wohingegen „Ausflussröhre“ oder „Schnabel“ Neubildungen von geringerem Werte sind. In dieser Beziehung hat der „Duden“ einen furchtbaren Schaden angerichtet, indem viele Schulmeister (das Wort im übelsten Sinne genommen) die Vorstellung aufkommen liessen, der Duden sei d a s

Wörterbuch der deutschen Sprache, während es bloss ein Rechtschreibwörterbuch sein will.

(Ueberhaupt ist unsere heutige Rechtschreibung ein trauriger Rest vom Tiefstand deutscher Sprachkenntnisse aus dem Barockzeitalter.)

Mundartliches Beten? Mein lieber einstiger Lehrer, Ignaz Kronenberg, hat das Vaterunser in vorbildlicher Weise mundartlich übersetzt. Ob es aber notwendig gewesen wäre, wenn das Vaterunser jemals richtig deutsch übersetzt worden wäre? Da hat es von Anfang an gehapert. Man hat die lateinischen Texte kaum je gut deutsch übersetzen wollen. Warum das unschöne und unverständliche „gebenedeit“? Warum das schleppende „gegrüsst seist du“? Warum in der Allerheiligen-Litanei „erlöse uns“ statt „bewahre uns“? Warum im Vaterunser „zukomme uns“? Es fehlt nicht an der Schriftsprache an sich, sondern an ihrer falschen Verwendung. „Vater unser, der du bist“, „O Lamm Gottes, das du . . .“ ist undeutsch, es sollte mindestens heissen: O unser Vater, der im Himmel ist. O Lamm Gottes, das hinwegnimmt . . . Die Anrede verlangt im Schriftdeutschen das O und zwar immer, sofern das besitzanzeigende Fürwort beim Hauptwort steht. Besser deutsch wäre aber, wenn wir das „unser“ überhaupt ausliessen, es ist sowieso ein Hebraismus, dafür hätten wir das schöne „Allvater“, und statt des schleppenden „der du bist im Himmel“ oder wenigstens „der im Himmel ist“ würden wir deutsch einfach sagen „im Himmel“. Also „Allvater im Himmel“.

Wär's bis heute je möglich gewesen, Psalmen deutsch zu singen? Man lese die Uebersetzungen, wie sie gelegentlich in liturgischen Büchern stehen.

Die liturgische Bewegung gibt sich heute Mühe, dieses Uebel zu beheben. Aber sie kommt für unser Volk 1500 Jahre zu spät. Vor 1500 Jahren hätte die Arbeit der Wulfila, Sunnja und Frithila fortgesetzt werden sollen.

Heute noch Mundart pflegen wollen? Welche Mundart denn? Wer kann sie noch? Bei uns schwindet der Dativ Mehrzahl zusehends. Man hört: „I go mit de Chind“, statt „mit de Chinde“. „Mit de Chüe“, statt „mit

de Chüene". „Suurchrud mit Würstli", statt „mit Würstlene". An andern Orten wird es mit den Besonderheiten ähnlich sein.

Mundart für gehobene Dinge und Anlässe? Wo nur das Beste gut genug ist, soll die Mundart verwendet werden, die doch nichts anderes als eine verkommene Sprechform darstellt? Es müsste schon eine gepflegte Form der Mundart sein, eine gelernte, eine grammatikalisch und phonetisch richtige. Wer wollte diese lehren und wer lernen? An jedem Ort ein eigens ausgebildeter Philologe, der seine Dissertation über den betreffenden Dialekt verfasst hat?

Meine Ansicht ist:

1. Die Mundart sich selbst zu überlassen.
2. Den heutigen Bestand bei alten Leuten noch aufzunehmen.
3. Möglichst viele Schallplatten herzustellen, aber nur von wirklich reinsprechenden Leuten.

4. Wirkliche Grammatiken auszuarbeiten, welche die heute noch vorkommenden, morgen schon verschwundenen Formen verwenden und deuten.

Das Eindringen ausserörtlicher Mundartformen und neuhochdeutscher Formen ist nicht aufzuhalten. Was bleibt, ist die Phonetik und das ist gerade das Unbrauchbare, Nebensächliche. Hand aufs Herz, wer wagte eine Rede in Mundart zu halten, ohne dass er schriftdeutsche Wendungen einfließen liesse?

Wer diese Dinge genauer überdenkt, wird finden, das Beste sei eben doch, gut Schriftdeutsch zu lernen. Und wer dann noch etwas für die Erhaltung der Mundart tun will, soll erst noch gotisch lernen, um von dieser Grundlage aus das richtige Verständnis für die deutsche Sprachgeschichte zu erwerben.

Luzern.

F. A. Herzog.

Englische Erziehungs- und Bildungsideale

1. Praktische und geschichtliche Vorfagen.

Das Thema dieses Artikels wurde dem Verfasser zuerst nahegelegt in der Frageform: „Was erwarten englische Eltern von der Schule, der sie ihre Kinder anvertrauen?" — Der Fragende hoffte, eine ausführliche Antwort würde ein ziemlich genaues Bild vom Geist und Ziel der englischen Erziehung ergeben. Tatsächlich jedoch ist nicht viel gewonnen, wenn man in dieser Weise an den Stoff herantritt. Ausser dem allgemeinen Wunsch, die Gesundheit, den Charakter und den Verstand der Kinder für ihre künftige Lebensstellung hinreichend zu ertüchtigen, lässt sich nicht viel Genaueres und Bestimmteres aus den Ansprüchen der Eltern entnehmen. Diese Ansprüche weisen bedeutende Verschiedenheiten auf in den einzelnen Volksschichten. Die Eltern auf den höchsten Gesellschaftsstufen wollen ihre Kinder in den überkommenen Formen für die reiche und herrschende Klasse erziehen lassen. Die armen Leute aus den unteren Schichten betrachten — ganz natürlich — Bildung und Erziehung als ein Mittel zu einträglicheren Berufen. Ebenso haben

die Eltern der mittleren Schichten ihre eigenen Begriffe und Erwartungen von der Schule. Allgemein herrscht die Ansicht, die Schule müsse Knaben und Mädchen befähigen, „im Leben voranzukommen", das heisst, sie für eine Berufslaufbahn vorbereiten, die sie in eine höhere gesellschaftliche Schicht aufsteigen lässt. Es gibt auch Verschiedenheiten der Einstellung, die mehr persönlicher als sozialer Natur sind. Katholischen Eltern liegt der Glaube ihrer Kinder sehr am Herzen; in ihren Augen werden Verluste auf religiösem Gebiet niemals aufgewogen durch eine glänzende Berufsbildung. Andererseits legen weltlich und materialistisch gesinnte Eltern auch in der Erziehung ihrer Kinder keinen Wert auf Dinge, die ihnen selbst gleichgültig sind. — Gerade dieser Wirrwarr von Zielen und Idealen seitens der Eltern ergibt oft genug ein praktisches Problem für die Erzieher und Lehrer, denen die Kinder anvertraut werden. Da Eltern sowohl als Erzieher gleich fest überzeugt sind, dass sie selbst wissen, was für das Kind am besten ist, müssen sie sich, wenn auch widerwillig, zu einem Kompromiss verstehen, der kei-